Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 17

Artikel: Die Schwester

Autor: Linberg, Irmela

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637952

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wind gerötet, glich sie ganz einer vollausgereiften, süßen und begehrenswerten Frucht.

Am nächsten Morgen ließ Fräulein Vögeli Fräulein Pfister sagen, sie könne den verabredeten Spaziergang wegen Unpäßlichkeit leider nicht machen. Da ging Fräulein Pfister allein. Sie ging der Limmat entlang aufwärts, in der Richtung nach Wettingen zu. Der Tag war ganz durchdrungen von Sonnenlicht und fröhlichen Farben. Die Vögel sangen, die Wellen rauschten vorbei, schnell, leicht und gleichsam jauchzend. Und alles Leben ringsum schien so von einer jungen und unbändigen Kraft erfüllt, daß man staunen und sich freuen mußte.

Regula Pfister fühlte das auch, obschon sie einen gesitteten braven Schritt einhielt und kein einziges übermütiges Seitensprünglein machte. Aber das Herz klopfte ihr lauter als sonst und hatte manchmal leise, launenhafte und unverständliche Wünsche.

Als ein Feldweg in die Straße einbog, schlug sie diesen ein. Zu beiden Seiten blühten ihr Wiesenblumen entgegen. Sie pflückte einen Strauß davon und ging langsam weiter, einem Waldsaume zu. Da sah sie eine Bank und darauf zwei Menschen sitzen, die sich umschlungen hielten und küßten. Und wie sie näher kam, erkannte sie in den beiden Frau Wehrlin und Herrn Bogenhardt. Da sie glaubte, selbst noch nicht bemerkt worden zu sein, verließ sie den Weg, der den Waldrand nun erreicht hatte, und ging zwischen den Stämmen in einem Bogen um die beiden herum. „O, ihr alten Narren", dachte sie, „seid ihr jetzt noch nicht gescheiter geworden!" Und sie machte sich auf den Heimweg.

Die beiden waren zum Mittagessen auch da. Fräulein Pfister beobachtete sie, um etwa aus einem Blick oder Wort herauszufühlen, ob sie am Morgen erkannt worden sei. Aber Herr Bogenhardt machte fortwährend Späße, und auch Frau Wehrlin lachte dazu, daß man beide Reihen ihrer großen, aber blitzend weißen Zähne sehen konnte.

Am Nachmittag lud Fräulein Vögeli, die sich von ihrem Uebelbefinden erholt hatte, Fräulein Pfister zu einer Tasse Tee auf ihr Zimmer ein. Fräulein Pfister erzählte von ihrem Morgenspaziergang. „Ich möchte Ihnen im Vertrauen etwas sagen, Fräulein Vögeli. Es soll aber wirklich ganz unter uns bleiben."

„Selbstverständlich, Fräulein Pfister! Selbstverständlich!"

„Sagen Sie, wie ist es mit den beiden, mit diesem Herrn Bogenhardt und dieser Frau Wehrlin? Steht da wohl eine Verlobung bevor?"

„Verlobung?"

„Ja. Ich habe die zwei heut früh überrascht, als sie sich küßten."

„Küßten!"

„Ja!"

„Aber, was Sie nicht sagen! Schön getan haben die beiden schon immer miteinander, ich habe nie etwas anderes gesehen. Aber an so etwas hätte ich wirklich nicht gedacht. Nein, was Sie nicht sagen! Eine traurige Person! Geht in die Ferien und betrügt ihren Mann. Aber heutzutage, in dieser sittenlosen Zeit, muß man sich über nichts mehr wundern. Wirklich, es wird immer schlimmer!"

Fräulein Pfister lachte spöttisch. „Was wollen Sie! Sie hat den Narren an ihm gefressen und den Ehemann vergessen. — Aber man könnte ihr vielleicht einen Streich spielen." (Schluß folgt.)

Die Schwester.

Skizze von Irmela Linberg.

Es ist schon viele Jahre her. Aber ich vergesse es nicht. Und ich vergesse sie nicht, meine erste Oberschwester.

Das Krankenhaus lag in der Eifel — einsam auf dem Berge. Zu seinen Füßen im Tal duckte sich die kleine Stadt.

Ein Herbstabend war's und rauhe Winde umjohlten die Mauern. Der Blick aus dem Fenster des Verbandzimmers ging über dunstverhangene Hügelkuppen bis zu dem sehr fern erscheinenden, rötlich begrenzten Horizont. —

Ein Bräunekind war gebracht worden, zehn Monate alt. Die Mutter hatte es selbst heraufgetragen. Ihr Hof lag sieben Kilometer weit, vergraben zwischen Wäldern und Maaren. So schnell ihre wankenden Füße sie getragen, war sie geeilt. Unentwegt dem Sturm entgegen und zuletzt die siebenundneunzig Stufen empor, die von der Talsohle hinanführten bis zu uns. Nun keuchte sie und ihr Atem ging schwer.

Aber jetzt war sie ja da! Oben! Am Ziel! Ihrem Kinde, diesem spätgeborenen, einzigen, würde Hilfe zuteil werden.

Mit fliegenden Händen schälte unsere Oberschwester es schon aus seinen regenfeuchten Hüllen. Da lag es, ein kleines, bloßes, angstvoll röchelndes Geschöpfchen, blau angelaufen das Gesicht, die verkrampften winzigen Fäuste, der ganze erbärmliche, in Zuckungen sich windende Leib.

„Instrumente zum Luftröhrenschnitt bereitmachen!" befiehlt die Oberschwester mit ihrer tiefen, sicheren Stimme, während die Mutter, die in einer Ecke auf einen Schemel niedergesunken ist, eintönig leiernd wiederholt: „Helft ihm! Helft ihm! Um Jesu Christi willen, erbarmt euch!"

„Der Arzt wird sofort da sein", sagt die Schwester, während sie eine Kampferspritze gibt und den kleinen Körper durch Kehren, Reiben und Kneten zu beleben sucht. Und sie blickt ein wenig ungeduldig nach der Tür, die auch schon aufgerissen wird.

„Ich habe angerufen", berichtet Schwester Wilhelma erregt. „Er ist über Land geholt worden zu einem Typhusfall. Vor zwei Stunden wird er kaum zurück sein —"

„Und Kreisarzt Hahn?"

„Will seine Sprechstunde beenden ..." Sie verstummt erschrocken.

Ich blicke auf die große, schlanke Frau, die meine Oberschwester ist, und sehe, wie ihre Lippen sich noch ein wenig straffer spannen. Die Feindschaft und Mißgunst zwischen Spital- und Kreisarzt ist ihr bekannt — und doch unbegreiflich.

„Helft! Helft! Erbarmt euch, um Jesu willen, der für uns gestorben —", winselt die Bäuerin und rutscht auf den Knien zum Tisch, auf dem ihr Kind liegt.

Die Schwester hält mit dem Reiben inne. Sekundenlang streift ihr Blick die Instrumente, die auf dem Glastisch ausgebreitet sind. Alles: Schere, Skalpell, Pincetten, Klemmen, Band, — die Kanüle ... ja, alles ... Aber der Arzt fehlt, der sie handhaben soll.

„Wechselbad", sagt sie laut und schnell, und während Wilhelma die Becken füllt und das nach Luft ringende Kind abwechselnd in kaltes und warmes Wasser taucht, hält sie bereits die entblößten Arme unter eine der dampfenden Brausen, bürstet und seift sich. Ich erfasse langsam, was sie vor hat.

„Desinfizieren Sie sich, Toni!" herrscht sie mich plötzlich mit fast heftigem Tone an. „Los! Schnell! Sie sollen assistieren ..."

Und da, während ich erschrocken ihrem Beispiel folge und beginne, mich zu waschen, geschieht etwas Sonderbares. Durch das Rauschen und Strömen der Duschen vernehme ich deutlich, wie sie spricht. Sagt sie etwas zu mir? Nein — ihre Augen sind starr gegen das Zifferblatt der Uhr gerichtet, die in langsamen Minutensprüngen ihren Zeiger vorwärtsschiebt. Und doch höre ich deutlich, was sie redet:

„Ich kann es! Ja, ich kann es. Hundertmal vielleicht war ich dabei, habe geholfen. Ich muß es, denn in zwei Stunden — nein, nein, schon in einer halben — ist es zu spät ... Ein Kind, das einzige Kind seiner Mutter ... Warum soll ich es nicht dürfen?" Sie wendet den Kopf, als hätte jemand hinter ihr sie angesprochen. Dann zucken ihre Mundwinkel kaum merklich und senken sich abwärts.

„Darf ich es nicht — ja, ich weiß! Gericht steht darauf, Haft, Gefängnis, Zuchthaus. Wieviel Jahre? — Nein, das habe ich vergessen ... Aber wenn es gelingt. Werden sie wirklich so hart sein mit meinen alten Eltern ...? Weg! Das alles ist jetzt gleich! Hier ist ein Kind. Es stirbt, wenn ich's nicht wage! Eine Mutter ist da. Sie zerbricht. Und ich kann es doch! Folglich muß ich's auch ..."

„Fertig!" sagt sie laut und fast jauchzend, streift sich die entkeimten Gummihandschuhe über, tritt an den Tisch.

Die Bäuerin kniet nicht mehr. Langausgestreckt liegt sie auf den gemusterten Steinfliesen und weint nur noch haltlos.

Meine Finger zittern, während ich die sterilen Tücher entbreite. In den Knien habe ich ein bebendes Schwächegefühl.

„Alle Lampen an. Zudecken — warm!" sagt die Schwester ganz ruhig und biegt das widerstandslose Köpfchen des Kindes in den Nacken. Dann, Schlag auf Schlag, folgen ihre kurz und doch gelassen gegebenen Befehle. O, ich höre noch einen jeden von ihnen, als wäre eben erst alles dies geschehen!

„Alkohol!"

„Skalpell!"

Ich reiche das Messer in meiner Aufregung verkehrt zu. Ein strafender Blick trifft mich.

„Klemme!"

„Noch eine Klemme!"

„Tupfer — weiter — Tupfer!"

„Kanüle!"

Zwischen meinen Fingern blitzt es, das kleine gebogene Rohr, die „künstliche Luftröhre" aus Silber, von Menschengeist ersonnen, von Menschenhand geformt ....

Die Oberschwester nimmt es mir aus der Hand. In ihren Augen flammt ein letzter, verzweifelter Mut auf.

Dann, nach einem atemraubenden Augenblick der Stille, plötzlich ein scharfer, pfeifender Ton, darauf ein heftiges Ausblasen. Aus der Oeffnung der Kanüle, die ihre braunbekleideten Hände in die Wunde gepreßt halten, wirbelt es hoch: Eiter, Schleim, Hautfetzen.

Ich spüre, wie ein kleiner, klebriger Klumpen an meiner Wange haften bleibt und ein Angstgefühl mir würgend in die Kehle steigt. Fern, wie im Traum befangen, vernehme ich meiner Oberschwester auf einmal ganz veränderte, sanfte und müde Stimme: „Sie haben ja keine Gesichtsmaske umgebunden, Toni ..."

Da muß ich ein wenig lächeln. Sie — sie hat ja auch keine vor ...

Ein Luftzug trifft mich von der Seite.

Auf der Schwelle steht unser Arzt. Von seinem Schlapphut tropft Regenwasser, aus seinen Aermeln rieselt es.

„Tot?" brüllt er heiser in den Saal.

„Nein — gerettet!" erwidert die Schwester kaum hörbar, und als ich sie anschaue, steht in ihren Augen jener unbeschreibliche, verklärte Schimmer, wie ich ihn stets gesehen, wenn man Frauen ihr erstgeborenes Kind in die Arme legt.

*

So war es damals. Ich sehe es noch, als wäre es heute gewesen. Und ich weiß noch, daß mein Herz in einer tiefen, begeisterten Entzückung für sie, die meine Lehrmeisterin war, erbebte. Wie gern wäre ich ihr zu Füßen gestürzt. Ein Hymnus durchbrauste mich: „Du Mutige, du wahrhaft Freie — du tapfere Frau!"

Aber dann versank auf einmal das geliebte Antlitz vor meinem Blick. Leicht und ohne Laut, als würde sie von unsichtbaren Händen gezogen, sank sie in sich zusammen, fiel hintenüber, lag groß, weiß, mit geschlossenen Lidern, neben der schwarzen Gestalt der Bäuerin auf den Fliesen.

Ueber den beiden Dahingestreckten aber ruhte auf dem wachstuchbekleideten Tische das Kind. Seine weißen, nun entspannten Händchen ruhten still zu beiden Seiten des Körpers; auf seinen Wangen erblühte ein leises Rot. Es atmete. Trank in tiefen, gurgelnden Zügen Luft in sich ein, jene nie versiegende unsichtbare Spende Gottes, deren all seine Geschöpfe, höchste und geringste, in gleichem Maße bedürfen, um in seinem wundersamen Reiche leben zu können.

Vom Kirschbaum.

Von F. Avenarius.

Nun sagt, was ist im Kirschenbaum?
In seinen Schlaf kam's wie im Traum,
In seinen Adern regte sich's leis,
In seinen Aesten bewegte sich's leis:
Noch eine einzige laue Nacht —
Und plötzlich steht er in Blütenpracht.

Jetzt schwirren die Boten rings weitum —
Gesumm, Gebrumm
Von feinsten Stimmen:
„Heran, ihr Immen,
Zum Feste;
Der Alte erwartet die Gäste!"
Leg dich darunter, nach oben schau —
Dies Funkeln im Weiß, dazwischen das Blau! —

Und lausche: von fern und nah
Richtig, sind schon die Bienen da.
Ganz aus ist nun die Winternacht —
Der alte Herr ganz aufgewacht —
Behaglich rauscht er: „Laßt's euch schmecken!"
Wie sie von allen Tellerchen schlecken!

Von einem zum andern, summ, summ, summ,
Zu Tausenden tummeln sie sich herum,
Nippen, naschen, trinken, brummen,
Die Blüten selber, meinst du summen
Immer im gleichen Geschwirr in Ruh —
Der Alte strahlt über und über dazu.

Endlich zieht davon der Schwarm,
Aber nun werden die Tage warm,
Und nun brechen die Blätter heraus,
Und nun reifen die Früchte aus.
An jedem Aste die Körbe schwer,
Richtet er's jetzt für die Großen her:
Stützt ihm die Arme, daß er nicht
Unter dem eigenen Segen bricht!